**Gottesdienst am Sonntag Lätare 6. März 2016**

Pastor Tobias Götting

# „Was für ein schönes Bild!“

Predigt über 2. Korinther 1,3–7 und die Kreuzigung
gemalt von Matthias Grünewaldt auf dem Isenheimer Altar

Liebe Gemeinde!

„Was für ein schönes Bild!“

Gerade hatte ich im Seniorenzentrum die kleine Postkarte verteilt, da sagt eine alte Dame ganz unvermittelt und aus vollem Herzen diesen Satz:

„Was für ein schönes Bild!“ Ein schönes Bild?

Irritierend - ja. Grausam - auch. Aber schön?

Also gut, nehmen wir uns Zeit für ein paar Gedanken-Versuche, die Schönheit dieses Bildes sehen zu lernen.

Ich sehe im Zentrum zunächst das Kreuz. Es ist getötes, totes Holz. Wieviele Bäume wurden dafür gefällt?

„Wer möchte leben ohne den Trost der Bäume. Wie gut, dass sie am Sterben teilhaben“ dichtete Günter Eich.

Das tote Holz - es hat am Sterben Teil. Bruder Baum stirbt auch. Wie gut, wie tröstlich. Und doch wird das Holz zum Marterpfahl. Das kann man sehen. Aber wird es auch zum Trost-Ort? Zum Rettungsanker? Zum Hoffnungszeichen?

Daran ein geschundener Leib. Jesus. Hingerichtet. Gekreuzigt. Gestorben. Tot. Das kann man sehen.

Die Hände und Arme verdreht, der Körper mit Wunden, Narben, vielleicht auch Pestbeulen oder anderem Aussatz entstellt.

Ein schönes Bild?

Neben ihm Johannes der Täufer. Gänzlich unhistorisch, denn der war zur Zeit der Kreuzigung Jesu schon längst seinen gewaltsamen Tod gestorben. Hier steht er neben dem Kreuz. Weist mit seinem überdimensionalen Zeigefinger von sich weg. Ein Weg-Weiser, und darin ein von-sich-weg-Weiser. „Er muss zunehmen, ich aber muss abnehmen“ steht da noch geschrieben. Johannes, der sich nicht würdig genug wähnte, Jesus die Schuhe zu schnüren, er wird zu seinem Vorläufer. „Ihn sollt ihr hören!“

Ein schönes Bild?

Unter dem Täufer - das Lamm. Zeichen aller unschuldig Ermordeten, und aus dem Lamm, kaum zu sehen, fließt das Blut heraus in einen Kelch. „Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blut, das vergossen ist zur Vergebung der Sünden.“

Ein schönes Bild? Es fließt Blut. Um meinetwillen. Will ich das? Will ich das sehen und wahrhaben?

Und links neben dem Kreuz? Mag sein, es ist Maria Magdalena, zusammengesunken unter dem Kreuz, die Hände zu etwas wie Gebet gefaltet. „Haltet ein, ihr Henker, lasst ab von diesem schrecklichen Morden, hört endlich damit auf, einander aufs Kreuz zu legen.“

Sie fleht, sie bittet und betet. Immerhin, sie hat eine Adresse für Klage und Schmerz, und doch: Ihr Ruf scheint in die Leere zu gehen, ungehört zu verhallen. Jesus ist tot, gestorben am Kreuz. Das kann man sehen.

Ein schönes Bild?

Ganz links, weiß wie die Wand, blutleer vor lauter Trauer und Schmerz Maria, die Mutter, die ihr Kind an den Tod verliert, die vergeht vor Schmerzen, deren Körper in der Trauer gedehnt, gespannt scheint, wenigstens gehalten, wenigstens nicht allein, gestützt in ihrer Trauer von einem Anderen, mag sein Johannes, dem Lieblingsjünger, dem Jesus noch zuletzt sagt:

„Sieh, da ist Deine Mutter“

Ein schönes Bild?

Matthias Grünewaldt hat es gemalt für das Kloster in Isenheim. Darum Isenheimer Altar. Das Kloster - es war ein Ort für die Klosterbrüder. So weit so normal so gut. Aber es war noch anderes und mehr. Es war ein

## Antoniterkloster.

Der Orden der Antoniter war um 1070 in Saint-Antoine en Viennoise, einem kleinen Dorf zwischen Valence und Grenoble, neu gegründet worden. Es ist ein sogenannter Bettelorden, zu dessen Aufgaben die Krankenpflege gehörte. Die Mönche nahmen sich besonders der Menschen an, die an der damals weit verbreiteten Mutterkornvergiftung erkrankt waren. Die Vergiftung mit diesem Pilz, der das Getreide, und zwar insbesondere Roggen, befiel, löste stark brennende Schmerzen aus, die man zu der damaligen Zeit „Heiliges Feuer“ oder Antoniusfeuer nannte. Dieser Schmerz brannte in den Extremitäten, die durch dauernde Gefäßverengung abzusterben begannen – eine Wirkung der im „Mutterkorn“ enthaltenen Alkaloide; „Mutterkorn“ ist ein schwarzer Pilzkörper, der ein Roggenkorn ersetzt und im Mehl der Armen nicht aussortiert wurde. – Ziel des Ordens war es, sich der zahlreichen Kranken anzunehmen, um so Heilung oder Schutz vom heiligen Antonius zu erbitten. In Pestzeiten wie beispielsweise während der Zeit des Schwarzen Todes nahmen die Antoniusspitäler auch diese Kranken auf.

Das Antoniterkloster in Isenheim im Elsass lag an der alten Römerstraße Basel–Mainz, die von Pilgern sowohl auf ihrer Wallfahrt nach Santiago de Compostela als auch nach Rom genutzt wurde. Der Isenheimer Altar war für die Kapelle des Spitals bestimmt. Kranke wurden zu Beginn ihrer medizinischen Behandlung vor den Altar geführt, da man hoffte, der hl. Antonius wirke ein Wunder oder der Kranke gewinne wenigstens geistlichen Trost aus der Betrachtung des Altars. Nach mittelalterlicher Auffassung waren Meditationsbilder, zu denen auch der Isenheimer Altar zählte, „quasi medicina“: Vom Bild sollten Heil und Gesundung ausgehen,

Ein schönes Bild?

Ja, ein schönes, weil ein tröstliches Bild!

Die Kranken damals und wir Gezeichneten heute - wir sehen Gott in unserer Haut. Wir sehen auf diesem Bild den Gott, der zu Tode gefoltert wurde. Den „sym-pathischen“ - und das heisst genauer: den mitleidenden Gott. Gott in unserer Haut. Das ist ein schönes, weil ein tiefes, ein tröstliches Bild.

Jesus - kein Weltenherrscher fern unserer Welt, kein Weltenrichter fern unserer Fehl-Urteile, kein Weltenlenker entrückt in die Himmel.

Vielmehr: Gott in unserer Haut. Das ist mein Trost im Leben und darüber hinaus.

Die Wahrheit hat auch für Paulus immer einen konkreten Lebenslauf. Erst das macht sie wirklich tröstlich.

Der Gott allen Trostes kam in einem Stall zur Welt.

Vor aller Augen wurde er einer von uns.

Gott war gehorsam bis zum Tode am Kreuz.

Am Anfang der Stall, am Ende der Galgen - das ist Gottes Weg auf Erden, um der Welt zu zeigen, woher Gott selbst kommen und wie weit er gehen muss, um glaubwürdig und wahrhaftig trösten zu können.

Nichts anderes ist gemeint, wenn Martin Luther sagt, dass die einzige Schule, in der der Heilige Geist lehrt, die Erfahrung sei.

Was aber geschieht, wenn mühsam eingeübte, gehütete und vertraute Worte unerwartet ihren Sinn einbüßen? Wenn sie nicht mehr halten können, was sie versprechen? Es gibt Zerreißproben, denen auch fest gefügte Wahrheiten nicht standhalten. Die Dichterin Anna Achmatowa (1889–1966) beschreibt eine solche Erfahrung:

„...Die Erstarrungen und Schreie / all meine schlaflosen Nächte / legte ich in ein stilles Wort / und ich sprach es vergebens.“

Kann ein Schrei oder ein stilles Wort zu Gott „vergebens“ sein? Die Berichte aus den Lagern und Todeszellen des letzten Jahrhunderts sprechen eine bedrückende Sprache. Während unzähliger menschenverachtender Verhöre und Anklagen haben die still nach innen gesprochenen Bitten ermutigt und getröstet. Aber Gefangene haben auch von anhaltender, quälender Sprachlosigkeit erzählt. „Müde und leer zum Beten”, heißt diese Ohnmacht in Zeilen von Dietrich Bonhoeffer.

Viele ohnmächtige, trotzige oder sanfte Versuche, Gott mit seinen eigenen Worten zum Sprechen zu zwingen, blieben unbeantwortet.

An den schweigenden Gott glauben heißt, den gekreuzigten, im Leid verborgenen Christus zu entdecken. Anders gibt er sich nicht zu erkennen.

„Wer Christus kennenlernen will, der muss auf seine verachtete irdische Gestalt achthaben“, heißt es bei Martin Luther.

Achthaben auf Christus bedeutet auch, Gott in der Welt beizustehen, ihn zu verteidigen, ja, ihn in dieser leidgezeichneten Welt mit „denkendem Herzen“ zu retten. So ähnlich steht es in Tagebüchern der holländischen Jüdin Etty Hillesum (1914-1943):

„Es ist das Einzige, worauf es ankommt: ein Stück von dir in uns selbst zu

retten, Gott. Und vielleicht können wir mithelfen, dich in den gequälten Herzen der anderen Menschen auferstehen zu lassen. Ja, mein Gott, an den Umständen scheinst auch du nicht viel ändern zu können, sie gehören nun mal zu diesem Leben ... Und mit fast jedem Herzschlag wird mir klarer, dass du uns nicht helfen kannst, sondern dass wir dir helfen müssen und deinen Wohnsitz in unserem Inneren bis zum Letzten verteidigen müssen.“

An Gott zu glauben heißt für uns, den gekreuzigten, im Leid verborgenen Christus immer von Neuem ausfindig zu machen. Anders gibt sich Gott nicht zu erkennen.

Schweigend ermuntert er die Seinen. Darum müssen wir als Tröstende übrigens meist auch nicht viele Worte machen. Zuhören. Wirklich zuhören. Aktiv zuhören, nicht mit den Gedanken schon beim nächsten sein. Da sein, nicht die Straßenseite wechseln und Trauernden, Trostlosen nicht gleich mit den eigenen Erfahrungen kommen - das wär's schon. Keine Ratschläge, keine Vertröstungen, kein vorschnelles Trostpflästerchen. Die Schwere aushalten. Keine Angst vor fremden Tränen - das ist viel und das bleibt nicht leicht.

„Siehe nur wohl, dass du mich nicht übergehst. Ich will dir nahe genug sein in einem jeden Menschen, der deiner Hilfe bedarf, da stecke ich mittendrin“, heißt es in einer Predigt Martin Luthers über den verborgenen Christus.

Eine bewegende Antwort auf die Frage, wie und wo wir Christus in unserer heutigen Zeit finden, gibt aber auch der argentinische Schriftsteller Jorge Luis Borges (1899–1986). Er sagt, Christus musste die Erde verlassen, um uns überall in der Welt begegnen zu können. Wir mussten erst seine Züge vergessen, um sein Gesicht neu zu ent-decken - im Menschen neben uns.

Was für ein schönes Bild!

Auch damit können wir einander trösten!

Amen.

**Gebet**

Du Gott allen Trostes,
lass uns das Wunder Deiner Nähe spüren.
Hilf uns täglich zurück
in das Licht Deines Wortes.
Erstrahle in unserer Wahrheit,
Erscheine über unserem Leben,
Erleuchte uns mit Deiner Gerechtigkeit.
Verwandle Selbstsucht in Erbarmen,
Gleichgültigkeit in Ehrfurcht,
Stolz in Demut,
Kälte in Innigkeit,
Ungeduld in Langmut,
Angst in Glauben
und unser Unvermögen in deine Möglichkeiten.

Amen.